

H. J. HERINGER (Augsburg)

**Ja, ja, die Partikeln!****Können wir Partikelbedeutungen prototypisch erfassen?****Summary**

The so-called particles in German provide a good testing ground for grammatical theories. I use the particle *ja* to trace the paths that lead to a tentative explanation of meaning based on prototype theory. So far, research on particles has suffered from various weaknesses: (1) The inflation of meaning which is due to the confusion of meaning and interpretation. Symptoms of meaning are taken for the meaning itself. (2) Rigid operationalism fails in ascribing a grammatical category to particles. It leads to an inflation of particles and categories. Particles are subjected to grammatical criteria that would not hold for any other lexical category. (3) The pragmatic power of particles is mystified as if they would "do" something which in fact is accomplished by the speaker/hearer on the basis of mutual knowledge. Here the basic function of particles does nothing more than *indicate* pragmatic clues.

The *ja*-particle is a good example for this indicative role in terms of mutual knowledge: S signals that H has to make use of something for interpretation that both H and S agree upon. This, for sure, is strongly dependent on the context of usage. As the strongest candidate for a prototypical meaning potential for *ja* that manages to unify the different interpretations, I hypothesize *consensus* as the basic function. This hypothesis is then made plausible by various *ja*-examples on the basis of Gricean reasonings. Despite the strong inferential load of this approach it nevertheless remains interpretative in nature.

In order to find further evidence for the prototype assumption I then look for a relationship between 31 different usages of *ja* according to the assessment of six linguistic colleagues. The result is graphically displayed as a kind of family resemblance on various levels of relatedness. Although no proper single prototype usage emerges, there is an interesting correlation between the interpretation in terms of Gricean reasonings and the resemblances as seen by my colleagues.

**0. Zur Einstimmung**

Dieser Beitrag versteht sich als eine Überlegung darüber, wie eine semantische Theorie auszusehen hat, die sowohl Diskussions-Ergebnissen der sprachanalytischen Philosophie als auch praktischen Erfahrungen der semantischen Beschreibung standhält. Partikeln sind für solche Überlegungen ein brauchbares Exempel, so hoffe ich.

Wer sich die Partikelforschung durch die theoretische Brille erliest, dem wird mancherlei auffallen:

- Auffällig ist, daß sich kaum ein theoretisches Bewußtsein findet, warum gerade Partikeln so interessant sind. Meistens werden sie einfach als bisher vernachlässigtes Gebiet der semantischen Beschreibung oder der Lexikologie angesehen; hier kann man also Neuland betreten und Pioniertaten vollbringen. Ich sehe die Partikeln

aber eher als ein *experimentum crucis* für bestimmte Bedeutungstheorien, als ein semantisches Lehrstück, und darin würden mir viele Partikelforscher hoffentlich zustimmen. Die Partikeln waren ja auch gerade deshalb vernachlässigt, weil sie mit der herrschenden, naiven Referenztheorie kaum zu erfassen sind, was auch zu der Überzeugung führte, sie hätten gar keine Bedeutung – eine Überzeugung, die noch immer von Sprechern und Hobbylinguisten geteilt wird.

- Auffällig ist, daß viele Partikelforscher das Ziel haben, die Verwendung von Partikeln aus einer Grundbedeutung zu erklären (WEYDIT 1969: 35, WEYDIT 1977: 222, HENTSCHEL 1986: 121, BRAUSSE 1986: 207) und so die Inflation ihrer Bedeutungen zu dämmen, eine Inflation, die oft sogar so weit getrieben wird, daß man die Identität einer Partikel zerschlägt und etwa mehrere Dochs unterscheidet, ohne irgendwelche Skrupel in bezug auf eine vernünftige Zeichendefinition. Aber wie das mit Inflationen so ist, sie sind schwer in den Griff zu kriegen. Und so gelingt es kaum einem Partikelforscher, das erklärte Ziel einheitlicher Beschreibung zu erreichen.
- Auffällig ist, daß der Beschreibungsstandard für Partikelbedeutungen nicht sehr hoch ist. Grundbedeutungen etwa werden recht vage angegeben in einer Art und Weise, wo sich einem die Haare sträuben würden, wenn man es mit Substantiven zu tun hätte. Grammatische Kategorien werden verwendet, die nicht wohldefiniert sind, aber unbesehen als Kriterium eines Bedeutungsunterschieds oder gar als Charakterisierung desselben genommen werden. Mir scheinen Partikeln darum auch geeignet; an grammatischen Vorstellungen zu kratzen, die geprägt sind durch einen rigiden Operationalismus und das Dogma, es seien klar geschnittene grammatische Kategorien zu gewinnen, die eine disjunkte Zerlegung aller Wörter einer Sprache liefern. Die Partikeln sehe ich hier als sperriges Gut, das solche Kategorien als Artefakte enthüllen könnte.

Mein Interesse an den Partikeln besteht besonders darin – und ich denke, daß es dies auch war, was die Aufmerksamkeit anderer Forscher erregte –, daß die Partikeln recht geeignet erscheinen, gängige Bedeutungstheorien zu schwächen, und daß die semantische Darstellung der Partikeln eine Herausforderung an methodische Innovation und Präzision ist.

Die Bedeutungstheorie, deren Stärke ich demonstrieren möchte, ist die sogenannte Gebrauchstheorie der Bedeutung. Sie geht davon aus, daß die Bedeutung eines Wortes sich konstituiert durch seinen Gebrauch oder seine Verwendung im Sprechen. Da bei Partikeln schwerlich auf Gegenstände der Welt zu verweisen ist, wenn man die Bedeutung angeben will, könnte die Gebrauchstheorie bei diesem Sujet ihre Überlegenheit plausibel machen. Eine Grundüberzeugung eines Gebrauchstheoretikers dürfte das Prinzip der Einheitlichkeit sein: Ein Wort – ein Gebrauch. Wer im Gebrauch eines Wortes differenzieren will, trägt die Beweislast dafür, daß dies notwendig ist oder daß es sich bewährt. Dies heißt natürlich nicht, daß man nicht verschiedene Verwendungsweisen oder verschiedene Verwendungskontexte unterscheiden könne. Nur muß, wer den Gebrauch beschreiben will, den Zusammenhang dieser Verwendungsweisen darstellen, er muß zeigen, wie diese Verwendungsweisen gemeinsam den Gebrauch ausmachen.

Methodische Grundvoraussetzung hierfür ist, daß man unterscheidet zwischen der Bedeutung eines Wortes und einer Deutung seiner Verwendung im gegebenen Fall. Die Bedeutung ist sozusagen das Potential möglicher Deutungen. Nur weil ein Wort eine Bedeutung hat, kann ein Sprecher etwas Bestimmtes damit meinen, kann ein

Hörer es in bestimmter Weise verstehen. Eine Deutung des verwendeten Wortes gewinnt der Hörer auf der Basis des gemeinsamen Wissens (s. HERINGER 1988: 5). Dazu gehört insbesondere

- das semantische Wissen, das ist die Kenntnis der Bedeutung;
- das Weltwissen, das sind bestimmte Annahmen über die natürliche und die soziale Welt;
- das Kontextwissen, das ist ein laufendes Wissen, das sich auf Kontext und Verwendungssituation bezieht.

Demnach kann die Deutung einer Partikel verschiedene Grade der Bestimmtheit annehmen. Eine Partikel in einem Kontext kann gedeutet werden über die Kenntnis der Bedeutung und einschlägiger Kontexteigenschaften. In einer möglichen parole-Verwendung mag diese Deutung durch situationelles Wissen noch bestimmter werden.

### 1. Einige Schwächen der Partikelforschung

Bevor ich meine Überlegungen zu den Partikeln vorstelle, will ich einige typische Schwächen vorführen, auf deren Hintergrund meine bescheidenen Versuche vielleicht plausibler erscheinen. Ich konzentriere mich auf

- die Inflation der Partikeln,
- die Domestizierung der Partikeln,
- die Mystifizierung der Partikeln.

1.1 Die Inflation der Partikeln ist Folge zweier unterschiedlich gravierender methodischer Schritte. Der leichtere Fall ist der, daß man Polysemie ansetzt, wo es einem nicht gelingt, eine einheitliche Bedeutung zu ermitteln. Die Gründe für das Mißlingen mögen unterschiedlicher Natur sein. Es kann am Forscher oder an seinem Standard liegen, insofern er vielleicht so fein differenzieren will und so präzise beschreiben will, daß die Gemeinsamkeit sich verliert. Es kann an der Theorie liegen, insofern sie beispielsweise nicht zwischen Bedeutung und Deutung unterscheidet oder die verwendete Beschreibungssprache nicht ausreicht, die Gemeinsamkeit zu benennen (übrigens eine Grenze, an die ein Semantiker oft stößt).<sup>1</sup> Der schwerere Fall ist der, daß man Polysemie oder ähnliches direkt auf die Einheit des Wortes durchschlagen läßt. So gelangt man dann zu vier oder fünf Dochs, drei bis vier Jas usw.

Mir erscheinen solche Zielsetzungen und solche Lösungen fehlgeleitet. Es sollte nicht Ziel sein, eine möglichst differenzierte Theorie zu machen, in der möglichst viel unterschieden wird. Umgekehrt: Ziel einer Theorie sollte sein, möglichst wenig zu unterscheiden und dennoch alles zu erklären. Alles Überflüssige schneidet uns OCCAM mit seinem Rasiermesser ab.

Selbstverständlich ist das nur ein methodisches Leitprinzip. Aber es sollte uns als

<sup>1</sup> Ich halte es durchaus für möglich, daß Partikelbedeutungen überhaupt nicht paraphrasierbar sind. Die einfache Behauptung des Gegenteils (BURKHARDT 1982 b: 87) imponiert nicht unbedingt. Selbst wenn man einen weiteren Begriff semantischer Beschreibung als die Paraphrase ansetzt, wäre es gut möglich, daß keines Wortes Bedeutung sich ohne Rest beschreiben läßt. Jedes Wort hat auch eine Bedeutung in dem Sinne, in dem es sich durch kein anderes Wort ersetzen läßt. „Die Sprache muß für sich selbst sprechen“ (WITTGENSTEIN 1969: § 2).

Niederlage erleben lassen, wenn es nicht gelingt, die Verwendung eines Wortes einheitlich zu erklären: Die Beweislast für eine Mehrdeutigkeit liegt immer bei dem, der sie postuliert. Wer das Gleiche erklärt ohne die Mehrdeutigkeit, der hat das Argumentationsspiel ohne Rechtfertigung gewonnen. Wer mehrere Bedeutungen postuliert braucht insbesondere

- allgemeine haltbare Kriterien für die Abgrenzungen von Bedeutungen,
- im speziellen Fall Argumente dafür, daß diese Kriterien erfüllt sind.

Zu beiden Postulaten gibt es wenig wissenschaftliche Diskussion und erst recht keine verlässlichen Ergebnisse (cf. HERINGER 1981). Die Entscheidungen werden eher vor-theoretisch getroffen – und willkürlich.

Wie sehen nun die gängigen Mehrdeutigkeitskriterien für Partikeln aus? Erörtert werden sie selten, meistens werden sie stillschweigend vorausgesetzt. Ich will aber einige dingfest machen, ihre Formulierung fällt mir nicht leicht, weil logische Defekte nicht so heraustreten sollten, daß sie zu offenkundig windschief erscheinen:

– Zwei Partikeln liegen vor, wenn eine Lautform verschiedene Bedeutungen hat. Eine *petitio principii*. Auch wenn man „Bedeutung“ durch „Funktion“ ersetzt, bleibt es eine solche. Jedenfalls hätten wir gern ein Kriterium dafür, wann es sich denn um zwei Bedeutungen handelt.

– Zwei Partikeln liegen vor, wenn es einerseits betonte, andererseits unbetonte Verwendungen gibt. Sehr eigenartig, wo dies doch auf die meisten Wörter zutrifft; so wären sie alle zu verdoppeln. Mindestens wüßte man sich den Nachweis, daß es keinen regulären Zusammenhang gibt, den gerade die Betonung erklärt.<sup>2</sup> Aber warum sollten ausgerechnet Partikeln sich hier anders verhalten als andere Wörter?

– Zwei Partikeln liegen vor, wenn es verschiedene Stellungen gibt. Auch dieses Kriterium ist zu allgemein. Würde es bei andern Wörtern angewendet, so stünden wir vor einer ungeheueren grammatischen Inflation.

– Zwei Partikeln liegen vor, wenn der Kandidat allein stehen kann (z. B. das Antwort-*ja*) oder auch im Satzverband. Auch dies ist kein haltbares Kriterium. Tatsächlich ist das bei vielen Wörtern möglich, ohne daß die einheitliche Bedeutung tangiert wird.

– Zwei Partikeln liegen vor, wenn ein Wort in verschiedenen Satzarten vorkommt, etwa *ja* in Ausrufesätzen oder in Aussagesätzen (BRAUSSE 1986: 213). Dieses Kriterium würde uns bei andern Wörtern doch verblüffen. Wo kämen wir hin, wenn *der* oder *geht* in Befehlssätzen andere Wörter wären als in Aussagesätzen? Komplementäre Distribution erschiene mir eher als Hinweis darauf, daß gerade keine Homonymie vorliegt. Notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung einer Homonymie muß nämlich sein, daß es mehrdeutige Verwendungen gibt, die es bei komplementärer Distribution nicht geben kann. Und übrigens sind mehrdeutige Verwendungen nicht einfach vage Verwendungen, vielmehr muß die Deutung auch tatsächlich kippen.

1.2 Die Domestizierung der Partikeln ergibt sich aus grammatischen Grundüberzeugungen. Jedes Wort hat eine grammatische Kategorie. So mußten Partikeln entweder eine eigene grammatische Kategorie bilden oder aber zu einer anderen Kategorie gehören. Hier ergaben sich mehrere Schwierigkeiten:

– Die Definition einer grammatischen Kategorie Partikel ist eigentlich nicht gelungen. Die traditionelle Definition von Partikeln als unflektierte Wörter ist im Rahmen einer

<sup>2</sup> Bei BORST 1985:6 kommt die triviale terminologische Stipulation sogar als empirische Hypothese daher: „Die Modalpartikeln *doch*, *ja* und *schon* sind unbetont“.

syntaktischen Theorie nicht brauchbar, weil sie das syntaktische Verhalten nicht berücksichtigt und ganz Unterschiedliches zusammenwürfelt. Wohl deshalb hat es sich auch eingebürgert, in dieser weiten Kategorie zu differenzieren, eine engere Kategorie Partikel herauszugreifen und von Präpositionen, Konjunktionen und Adverbien abzugrenzen (zur Übersicht etwa EISENBERG 1986: 198). Aber mit welchen Kriterien? Harte syntaktische Kriterien findet man nicht, es sei denn jenes, daß Partikeln sich gerade in puncto syntaktischer Beschränktheit anders verhalten als alle andern Wortarten. Die öfter angeführten Kriterien, Partikeln seien nicht erfragbar und könnten den Satz nicht eröffnen, sind reine Stipulationen, die nicht weit führen. Sie führen eher dahin, daß mutwillig verschiedene Bedeutungen eines Wortes eingeführt werden. Kriterium wäre damit also die Bedeutung, eine grammatische Kategorie gewinnt man nicht. Und so nimmt man denn auch öfter Zuflucht zu der Annahme, Partikeln seien eine Funktionsklasse.<sup>3</sup> Aber zu welcher grammatischen Kategorie gehören sie dann?

– Die Abgrenzung der Partikeln gegen andere grammatische Kategorien ist alles andere als klar. Ich finde keine Argumente, warum die Partikel *doch* mal Partikel wie in (1), mal Konjunktion wie in (2), mal Adverb wie in (3) sein soll:

(1) Er kömmt doch?

(2) Doch ér kommt.

(3) Kommt er nicht? – Doch, er kommt.

Was ich aber finde, sind so schöne Verwandtschaften, daß es mir schwerfällt, hier verschiedene Wörter zu sehen.<sup>4</sup> Partikelforscher lösen das Problem gern durch ein terminologisches Postulat: Wenn ein Vorkommen die Definition einer andern Kategorie erfüllt, dann muß das unschuldige Wort auch zu dieser Kategorie gehören. Diesem Schlag mit der methodischen Axt scheint wenig entgegenzuhalten. Aber wächst nicht der methodische Zweifel, wenn man das Ergebnis der Schläge sieht: Tabellen, nach denen jede Partikel noch zu vielen, ganz unterschiedlichen grammatischen Kategorien gehört (etwa HAETMANN 1979: 130)?

Kann man sich als Grammatiker damit zufriedengeben, daß man ein Schächtelchen gefunden hat, in das einige Verwendungen eines Wortes passen, andere aber nicht? Grammatische Kategorien sind doch nicht naturgegeben, sondern Konstrukte, die das grammatische Verhalten von Wörtern angemessen erfassen sollen. Wenn aber so viele Wörter sich in so vielen Kategorien tummeln, sollte da nicht der Verdacht wachsen, daß vielleicht die Kategorisierung nicht angemessen ist? Jedenfalls steht hier die grammatische Kategorisierung mit zur Debatte.

Im übrigen trägt die Hoffnung, man habe viel erklärt, wenn man eine grammatische

<sup>3</sup> Von Funktionsklassen spricht für die sog. Abtönungspartikel schon WEYDT (WEYDT 1969: 68; WEYDT 1977: 218). Wenn Partikeln tatsächlich nicht als grammatische Kategorie gesehen würden, dann wäre es doch sehr verwunderlich, daß sie mit Adverbien und dergleichen kontrastiert werden. Sind Adverbien auch keine grammatische Kategorie? Oder werden da unvergleichbare Dinge kontrastiert?

<sup>4</sup> Insofern bräuchte man schon empirische Evidenz für die Behauptung, normale Sprecher könnten den Zusammenhang kaum nachvollziehen, die FRANCK (1979: 12) anführt als Argument für die Aufplittung. Doch selbst, wenn das stimmt, würde ich es nicht als theoretische Begründung akzeptieren, ebensowenig wie die Tatsache, daß andere Sprachen oft ein anderes Wort für das sogenannte Adverb haben. Es sind eben andere Sprachen. – Die grammatische Kategorisierung kann zur Trivialität degenerieren: „Die Modalpartikeln *doch*, *ja*, *schon* können nicht als Satzäquivalente fungieren“ (BORST 1985: 6). Natürlich! Aber *doch*, *ja* und *schon* können es.

Kategorie für ein Wort gefunden hat. Bei klarer Definition sollte damit zwar auf ein grammatisches Verhalten hingewiesen sein, aber ein Bedeutungsunterschied ist nicht formuliert (wenngleich es einen geben mag). Denn was ist die Bedeutung der Kategorie Adverb?

– Das Verhalten einzelner Partikeln entspricht nicht der Definition. Nicht nur, daß jede in andere Kategorien hinüberwandert, auch innerhalb der engen Grenzen einer Kategorie verhalten sich verschiedene Partikeln verschieden. Man betrachte nur die Stellung der eng verwandten *doch* und *aber*. Eine Wegstrecke verhalten sie sich analog:

(4) Aber er war da.

(5) Doch er war da.

(6) Er war aber da.

(7) Er war doch da.

Doch dann endet die Analogie:

(8) Er aber war da.

(9) \*Er doch war da.

Will man den Grundsatz aufrecht halten, daß alle Elemente einer Kategorie sich in relevanten Aspekten gleich verhalten, so steht man vor der Alternative, entweder die Einheit des Wortes weiter zu zerschlagen und noch ein *aber* zu postulieren oder aber eine neue Kategorie zu definieren und somit zu einer Inflation der Kategorien Zuflucht zu nehmen (etwa THÜMMEL 1979), damit alle Wörter einer Kategorie sich tatsächlich gleich verhalten.

Aber warum sollten wir die Partikeln nicht als grammatische Einzelgänger akzeptieren, als Individualisten, für die unsere grammatische Kategorisierung zu scharf ist. Ist nicht bekannt, daß diese Kategorisierung sowieso nur für die Kernwortarten richtig greift? Vielleicht sind Partikeln Wörter, die von der Grammatikalisierung weniger erfaßt sind; Überbleibsel eines archaischen Kommunikationsmodus. Wenn wir dieser Idee anhängen; sollten wir grammatisch tabula rasa machen und die Hypothese verfolgen: Die unterschiedlichen Verwendungsweisen der Partikeln sind semantische Idiosynkrasien; Beschränkungen der Stellungs- und Verwendungsfreiheit sind nur Symptome ihrer Bedeutung.<sup>5</sup>

1.3 Die Mystifizierung der Partikeln ergibt sich aus naiven Ansichten über die Natur der Bedeutung. Weder war klar, was Partikeln überhaupt tun, noch, wie man das beschreiben könnte. Sie waren eben eigenartige Wörter ohne lexikalische Bedeutung (und ohne grammatische natürlich auch). Der mystische Nebel durchdringt insbesondere drei Gebiete:

– Erste Frage der Beschreibung von Partikeln ist natürlich, was eine bestimmte Partikel tut, wenn sie denn überhaupt etwas tut. Was tut also die Partikel *ja*? „*Ja* drückt aus, daß ein Sachverhalt richtig oder zutreffend ist. Die Kenntnis (oder die Möglichkeit zur Kenntnisnahme) des Sachverhalts wird dabei beim Hörer vorausgesetzt.“ (HENTSCHEL 1986: 163). Diese Charakteristik zeigt erst einmal den typischen Subjektschub linguistischer Aussagen. Nicht mehr die Sprecher, die Partikeln verwenden, tun etwas, sondern die Partikel selbst ist es, die etwas ausdrückt. In dieser Angelegenheit sitzen wir Linguisten natürlich alle in einem Boot, und in der Regel kommen wir damit gut zu Rande. Allerdings unschädlich muß es nicht gerade sein,

<sup>5</sup> Ich denke hier an Regeln, wie wir sie für Stadien des Spracherwerbs ansetzen müssen oder für Pidginsprachen.

wenn der Sprecher aus dem Blick entschwindet und der Hörer gar nicht erst hineingerät. Ein anderes Problem einer solchen Charakteristik ist, daß Wörter wie „Sachverhalt“ nicht so unschuldig sind, wie sie aussehen. HENTSCHEL möchte beispielsweise auch die zustimmende Antwort *ja* auf einen Befehl erfassen:

(10) Geh weg! – Ja.

Der Sachverhalt, der hier als richtig ausgegeben wird, wäre, daß der Hörer weggeht. Offenkundig antwortet der Hörer dies aber nicht mit *ja*. Seine Zustimmung geht in die Zukunft. Daß der Hörer weggehen wird, ist aber kein Sachverhalt. Und sogar, wenn es einer wäre, wäre es ein anderer als, daß der Hörer weggeht. Der Antwortende, der den Sachverhalt, daß er weggeht, als zutreffend bezeichnet, würde offenkundig etwas Falsches sagen, wenn der Befehl unter der normalen Bedingung geäußert würde, daß der geforderte Sachverhalt nämlich gerade noch nicht „zutrifft“. Würde die Antwort *ja* das ausdrücken, was die Charakteristik angibt, so wäre sie geradezu eine Verweigerung bzw. Zurückweisung der Präsupposition. Will man Sachverhalte im sprechakttheoretischen Sinn als Propositionen deuten (wie es HENTSCHEL wohl will, HENTSCHEL 1986: 150), so kann man weder die illokutionären Akte noch den Zeitbezug noch den Wechsel der Pronomina einfach übergehen. Eine andere Undeutlichkeit dieser Charakteristik liegt darin, daß man nicht genau sieht, was „Kenntnis des Sachverhalts“ heißen soll. Wahrscheinlich ist gemeint: Der Sprecher setzt voraus, daß der Hörer weiß, von welchem Sachverhalt gesagt wird, daß er zutrifft. Das ist einleuchtend, sonst würde der Hörer nichts verstehen. Das Problem dahinter ist aber, daß der Sprecher jenen Sachverhalt nicht immer explizit ausdrückt, der Hörer also irgendwie auf den Sachverhalt kommen muß. Da genügt es allerdings nicht, daß der Sprecher einfach voraussetzt, daß der Hörer diese „Kenntnis“ hat. Es braucht schon etwas mehr. Das führt uns ins nächste Nebelgebiet.

– Eine zweite Frage ist: Was tut eigentlich die Partikel und was der Kontext? Ist es nicht einfach so, daß der sogenannte Sachverhalt im Kontext ausgedrückt ist? So jedenfalls im zitierten Befehlsbeispiel, wengleich die Wege da verschlungen sein mögen. Unklarheiten in dieser Frage sind nun allerdings gang und gäbe. Auch HENTSCHELS Charakteristik leidet hieran. Die sogenannte übergreifende Bedeutung soll ja auch Fälle erfassen wie

(11) Du kennst ja die Geschichte.

Hier geht es um den Sachverhalt, daß H die Geschichte kennt (wie so häufig, wird er natürlich explizit ausgedrückt). Würde die Partikel *ja* hier ausdrücken, daß dieser Sachverhalt zutrifft, so müßte das doppelt ausgedrückt sein. Denn (11) ohne Partikel drückt dies gewiß auch aus:

(12) Du kennst die Geschichte.

Selbst wenn *ja* tatsächlich tun würde, was die Charakteristik sagt, dann müßte für (11) und für viele andere Fälle die Art des Ausdrückens spezifiziert werden. Die Fälle, wo Satz oder Kontext schon ausdrücken, was der Partikel zugeschrieben wird, sind Legion.<sup>6</sup>

– Eine dritte Frage ist: Was tun die Partikeln eigentlich? Welche semiotischen Prädikatoren dürfen wir ihnen zuschreiben? In HENTSCHELS Charakteristik ist von *aus-*

<sup>6</sup> Noch ein Beispiel: BRAUSSE (BRAUSSE 1986: 214) sagt, daß in dem Satz „Es lohnt sich nicht, noch Bilder aufzuhängen, wir ziehen ja bald um“ das *ja* ausdrücke, daß es sich um ein Argument handelt. Aber ohne das *ja* kann der Satz genauso gut ein Argument sein. Zur Kritik vgl. auch ROMBOUITS 1982: 71.

*drücken* die Rede. Dieser Prädikator verlangt aber eine propositionale Ergänzung, wie sich auch in HENTSCHELS Formulierung mit einem *daß*-Satz zeigt. Partikeln wären sozusagen Propositionen über Propositionen, das legt schon die WEYDTSCHES Formulierung „Urteil über das Urteil“ nahe (WEYDT 1969: 64). Damit scheint mir aber die Leistung der Partikeln verkannt. Sie werden auf eine Ebene der Sophistiziertheit und Explizität gehoben, die ihnen nicht zukommt. Der Unterschied von (13) und (14) würde damit verwischt:

(13) Er war ja da.

(14) Er war bekanntlich da.

(14a) Es ist bekannt, daß er da war.

Denn während (14) propositional paraphrasierbar ist als (14a), wäre das für (13) unangemessen.<sup>7</sup> Partikeln vollbringen weder propositionale Leistungen noch sind sie gar metakommunikativ. Sie sind im Gegenteil semiotisch eher unterhalb oder außerhalb propositionaler Akte anzusiedeln. Darum scheint mir auch die Redeweise, daß sie etwas thematisieren (HENTSCHEL 1986: 143, 148) nicht angebracht. Der entscheidende Dreh ist gerade, daß es schwierig ist, in der Kommunikation auf das einzugehen, was durch die Partikel ins Spiel gebracht wurde, ein Faktum, das sicherlich auch Ausgangspunkt für die Annahme ihrer Bedeutungslosigkeit war. Als Reaktion auf (13) müßte man das ins Spiel Gebrachte erst aufwendig thematisieren.

Ein anderer Vorschlag ist, die Partikeln als Mittel für den Vollzug präsuppositionaler Akte anzusehen (BURKHARDT 1982a: 354). Dies wäre nun allerdings sehr ungewöhnlich, weil gemeinhin gerade angenommen wird, daß Präsupponieren eben stillschweigendes Voraussetzen ist, gerade nicht durch spezifische Zeichen vollzogen wird. BURKHARDT übergeht dies an anderer Stelle mit eigenartiger Eleganz<sup>8</sup>, wenn er STALNAKERS Charakterisierung von Präsuppositionen als *implicitly supposed* so umdeutet, als handle es sich um versteckterweise mitgeäußerte Propositionen (BURKHARDT 1982b: 92). Einmal ist durchaus nicht entschieden, ob die Auffassung von Präsupponieren als Akt überhaupt sinnvoll ist; BURKHARDT liefert hierfür keine Argumente, er begnügt sich mit schieren Behauptungen (BURKHARDT 1982b: 94). Und was zum ändern die Partikeln betrifft, so ist es sicherlich inkorrekt zu behaupten, sie drückten diese Präsupposition aus (BURKHARDT 1982b: 92).<sup>9</sup> Dann wäre etwa *ja* ein Wunderwort, das x-beliebige Propositionen ausdrücken könnte. Doch allein schon, weil

<sup>7</sup> WEYDT 1969: 64 meint gerade umgekehrt, das Adverb sei in die Proposition integriert. Dagegen weisen BUBLITZ/RONCADOR 1975: 158 ganz richtig auf den propositionalen Skopus von *bekanntlich* hin, etwa durch die Paraphrase *es ist dir bekannt*, . . . oder wenn sie sagen, die Bekanntheit werde behauptet. Allerdings verwenden sie u. a. auch einen Prädikator, der propositionale Ergänzung verlangt, nämlich „sagt . . . aus“, BUBLITZ/RONCADOR 1975: 142, 184. ROMBOUITS 1982: 76 spricht davon, daß die Partikeln verpropositionalisiert würden.

<sup>8</sup> Die ständigen Ungenauigkeiten in diesem Aufsatz sind der fundamentalen Fragestellung nicht angemessen. Man beachte die lockere Formulierung von Präsuppositionen, in denen ihr propositionaler Charakter verborgen bleibt, etwa in Behauptungssätzen oder indirekten Fragesätzen, sogar in Präpositionalphrasen (BURKHARDT 1982b: 97). Ebenso beachtenswert sind BURKHARDTS Prädikatoren für Partikeln. Sie indizieren Präsuppositionen, drücken sie aus, beinhalten sie, weisen auf sie hin, rekurrieren und referieren auf sie.

<sup>9</sup> Das Argument, der Partikelbeitrag bleibe – wie bei Präsuppositionen – konstant unter der Negation, zieht nicht. Grund hierfür kann ebensogut sein, daß die Partikel außerhalb des Skopus der Negation liegt, so wie etwa auch die Negation in Nebensätzen nicht durchschlägt auf den Gesamtsatz.

Präsuppositionen ja Propositionen sind, erschiene mir die BURKHARDTSche Annahme die Bedeutung der Partikeln zu überziehen.

Häufig ist davon die Rede, daß Partikeln verweisen.<sup>10</sup> Dieser Prädikator wäre im Rahmen einer allgemeinen Verweistheorie zu explizieren. Typische verweisende Ausdrücke sind Pronomen. Sie sind gekennzeichnet dadurch, daß sie auf einen Gegenstand verweisen und wenig deskriptiven Gehalt haben. Der Verweis gelingt nur im Kontext und in der Verwendungssituation. Verweisende Ausdrücke dienen also der Referenz auf Gegenstände, von denen etwas präzisiert wird. Dies trifft offenkundig auf Partikeln nicht zu; es erschiene deshalb abwegig, sie im Rahmen einer Referenztheorie zu erklären. Eine gewisse Verwandtschaft von Pronomen und Partikeln mag allerdings darin liegen, daß der Verweis mit einem Pronomen nur gelingt, wenn ein bestimmtes gemeinsames Wissen besteht, und daß auch die Deutung einer Partikel forcierten Gebrauch des gemeinsamen Wissens macht.

Aber ist der Prädikator „verweisen“ nicht viel unschuldiger gebraucht? Das mag sein. Nur scheint mir die Undeutlichkeit solcher Rede beizutragen zur Mystifizierung der Partikeln. Unser semiotisches Vokabular mag ärmlich sein, aber eine gewisse Klarheit hat es schon. Vielleicht sind gerade Partikeln geeignet als Reflexionsgegenstand der Zeichentheorie. Denn es spricht schon einiges dafür, daß sie ganz außergewöhnliche Zeichen sind.

Am angemessensten erscheint mir noch die Rede davon, daß Partikeln etwas anzeigen (BUBLITZ/RONCADOR 1975: 142, 154, 162) oder etwas signalisieren (bzw. expliziter, daß die Sprecher dies mit ihnen tun), wenngleich auch diese semiotischen Prädikatoren alles andere als klar sind. (Verlangen sie nicht auch propositionale Komplemente?) Aber immerhin ist damit der primitive Charakter der Partikeln angedeutet. Offenkundig sollen sie aus dem Sagen herausgenommen werden, weniger zu tun haben mit der propositionalen Komponente, mit Referieren und Präzizieren also. Partikeln zeigen eher etwas, sie dienen dem Ausdrucksverhalten (der sog. phatischen Kommunikation), ein Bereich, der wieder mehr im Nebel als in der klaren linguistischen Sonne liegt.

Zwar wird den Partikeln seit alters eine emotionale Kraft nachgesagt; sie haben zu tun mit Einstellungen. Aber die haben in neueren Kommunikationstheorien auch nicht viel Beachtung gefunden. Die kommunikativen Akte, ihr propositionaler Gehalt und ihre Kohärenz standen im Vordergrund. Von daher war also auch keine Klärung über den semiotischen Status der Partikeln zu erwarten. Wer hier weiterkommen will, sollte einiges beachten.

Einstellungen, Wissen und Annahmen der Partner sind in Form des gemeinsamen Wissens Grundlage des Verstehens sprachlicher Akte. Das gemeinsame Wissen kann in unterschiedlicher Weise, in unterschiedlichem Grad und in unterschiedlichen Aspekten ins Spiel kommen. Extrem wird es etwa in Anspruch genommen in der Ironie, weil der Ironiker bei seinem Hörer voraussetzt, daß er sich über eine unübliche Annahme des Sprechers sicher ist, ohne daß dies kommuniziert wird. In der Reziprozität des gemeinsamen Wissens kann immer auch der sogenannte Beziehungsaspekt eine Rolle spielen. Aber das gemeinsame Wissen bleibt in der Regel stille Voraussetzung. Zwar werden jeweils relevante Teile für ein Verständnis aktiviert, aber kommuniziert werden

<sup>10</sup> So etwa BUBLITZ/RONCADOR 1975: 144; HENTSCHEL 1986: 144. REITER spricht mal von „verweisen“ (REITER 1980: 342), mal von „signalisieren“ (REITER 1980: 343). Diese Unbekümmertheit ist üblich.

sie damit noch nicht. Allerdings kann auch das Akzeptieren stiller Voraussetzungen diese und damit die Beziehung der Partner festschreiben.

Das gemeinsame Wissen besteht aus reziproken Annahmen. Annahmen haben propositionale Ergänzungen. Diese Propositionen können natürlich auch explizit gemacht werden. Dann müssen sie aber ausgedrückt werden. Nur so können sie zum Thema gemacht werden, über das weiter gesprochen werden kann. Propositionen können dann in illokutionären Akten auftreten, beurteilt und bestritten werden.

Zwischen den beiden Extremen des stillschweigenden Voraussetzens und des expliziten Ausdrückens gibt es ein Drittes. Sprecher können signalisieren, daß der Hörer in bestimmter Weise vom gemeinsamen Wissen Gebrauch machen muß, weil eben der Sprecher vom Wissen seines Partners Gebrauch macht – natürlich so, wie er es unterstellt. Ausdrücke hierfür sind die Partikeln. Sie drücken weder Propositionen aus, noch Illokutionen. Andererseits sind sie aber sprachliche Zeichen, die dem Sprecher dazu dienen, dem Hörer zu erkennen zu geben, daß er mit ihrem Äußern bestimmte Intentionen verfolgt. Der Hörer wird das also durch die Zeichen, nicht stillschweigend erkennen.

Insofern die Partikeln aber mit dem gemeinsamen Wissen zu tun haben, haben sie auch zu tun mit Propositionen. Und da das gemeinsame Wissen auch für die Deutung der Illokution zuständig ist, können die Partikeln die Illokution beeinflussen, insbesondere natürlich über die Fokussierung bestimmter Aspekte des gemeinsamen Wissens. So sind etwa Vorwerfen oder Drohen auffällige Akte bezüglich des gemeinsamen Wissens, weil sie einen Dissens im gemeinsamen Wissen voraussetzen. Dies bleibt aber insoweit implizit wie Vorwurfscharakter oder Drohcharakter selbst implizit bleiben. Partikeln können nun die illokutionäre Vagheit eines Aussagesatzes präzisieren; insofern sie anzeigen, daß in bestimmter Weise vom gemeinsamen Wissen Gebrauch zu machen ist.

## 2. Versuche

Die harte Nuß der semantischen Beschreibung von Partikeln ist, daß sie eher global etwas signalisieren. Es ist deswegen schwierig, die genaue Wirkung in einem Satz zu beschreiben, und ebenso schwierig, eine allgemeine Bedeutung anzugeben. Besonders problematisch erscheinen aber explizitere Paraphrasen als Charakterisierung der Partikelbedeutungen. Dies gilt auch für den Versuch, Sätze mit Partikeln auf explizitere Tiefenstrukturen zurückzuführen. So suchen etwa BUBLITZ/RONCADOR 1975 explizite Hypersätze, die Partikelverwendungen durch explizite Performative erklären sollen. Dies erscheint mir als Überinterpretation. Nicht nur, daß hier – wie so oft – das Einfachere durch das Komplexere erklärt werden soll; die performative Umformulierung überspringt einfach, daß Partikeln eben nicht propositionale Operatoren sind, was sich etwa daran zeigt, daß man sich auf Partikeln im Verlauf einer Kommunikation nicht so beziehen kann wie auf explizite Performative.

Und wie steht es mit dem nächsten Schritt: Konstruktion der Bedeutung aus den verschiedenen Deutungen? Hierzu findet man öfter Reflexionen, auch bei BUBLITZ/RONCADOR. Aber die Versuche, etwa unterschiedliche performative Tiefenstrukturen in Zusammenhang zu bringen, bleiben in Anfängen stecken.

2.1 In einem neueren Aufsatz beschäftigt sich BRAUSSE mit einigen Verwendungen von *ja*. Sie geht aus von dem sogenannten *ja* der Bekanntheit, wie es in (15) vorliegt: (15) Es lohnt sich nicht, noch Bilder aufzuhängen, wir ziehen ja bald um.

Öfter wird angenommen, das *ja* kennzeichne hier, daß der entsprechende Satz eine bekannte Tatsache ausdrücke. BRAUSSE macht nun plausibel, daß dies nicht der Fall sein muß. Schon im Beispiel (15) muß nicht bekannt sein, daß wir (der Sprecher mit Angehörigen) bald umziehen. BRAUSSE schlägt deshalb vor, daß *ja* als Signal dafür zu deuten, daß der Satz als Argument gemeint sei. Sie erkennt nicht, daß gerade dies aus der Bekanntheit folgen könnte.<sup>11</sup> Die These, in (15) das *ja* als Signal der Bekanntheit anzusehen, wurde nämlich bisher nur äußerst unpräzise ausgeführt. Insbesondere wurde nicht geklärt,

- was genau bekannt sein soll,
- wem etwas bekannt sein soll.

Regelmäßig geht man davon aus, das *ja* signalisiere Bekanntheit des Trägersatzes.<sup>12</sup> Das stimmt offenkundig nicht, wie BRAUSSE überzeugend zeigt. Das *ja* könnte aber signalisieren, daß man zur Deutung des Satzes oder der Satzfolge auf etwas Bekanntes zurückgreifen muß. Und auf was wäre da zurückzugreifen? Auf die Schlußpräsupposition natürlich: Wenn man bald umzieht, lohnt es sich nicht, noch Bilder aufzuhängen. Das sogenannte Argument-*ja* ist also nur ein Fall des *ja* der Bekanntheit, und es würde mit dieser Beschreibung auch nicht abgeschnitten von Verwendungen wie in (16), wo mit *ja* kein Argument, aber sicher Bekanntheit signalisiert wird:

(16) Eine Partikel, die ja schon danach zu den häufigsten gehörte, . . .

Nun aber zur wichtigen Frage, wem die Schlußpräsupposition bekannt sein soll. Dem Sprecher gewiß, sonst könnte er sie nicht für seine Argumentation nutzen. Aber wird das auch mitgeteilt oder signalisiert? Das braucht es offenbar nicht. Vielmehr wird dem Hörer signalisiert, daß er etwas ihm Bekanntes zur Deutung benutzen soll. Allerdings scheint dies in Argumentationen öfter nicht zu genügen, weil wir eine größere Allgemeinheit erwarten. In meiner Formulierung der Schlußpräsupposition habe ich das stillschweigend eingeführt durch die Verwendung von *man*. Es scheint mir aber wichtig, daß diese Allgemeinheit für die Argumentation nicht nötig ist. Es genügt einerseits, daß die Schlußpräsupposition nur dem Hörer und dem Sprecher bekannt ist, andererseits müssen ihre Teilsätze nicht generalisiert sein, es genügt die These und das Argument: Es lohnt sich nicht, noch Bilder aufzuhängen, wenn wir bald umziehen.

Allerdings hat diese Darstellung noch eine andere Ungenauigkeit, die deutlich erscheint, wenn wir das Problem der Aufrichtigkeit beachten. Der Sprecher könnte sein Argument durchaus bringen, wenn er die Schlußpräsupposition gar nicht für richtig hält. Kann man dann sagen, daß sie ihm bekannt ist? Das wäre wohl etwas eigenartig. Wir dürfen also unsere Bedingungen nicht so scheinobjektiv formulieren, sondern in Termen des gemeinsamen Wissens: Der Sprecher signalisiert, daß der Hörer etwas zur Deutung benutzen muß, das ihm (dem Hörer) bekannt ist und von dem der Sprecher annimmt, daß es der Hörer für richtig hält.

<sup>11</sup> Wie schon bemerkt, kann die Satzfolge ohne *ja* ebenso als Argumentation verstanden werden. Mir scheint das *ja* macht nur die Deutung als Argument offenkundiger, es schaltet vielleicht Möglichkeiten der Deutung aus, die die Satzfolge sonst noch hätte.

<sup>12</sup> So etwa BUBLITZ/RONCADOR 1975: 144, FRANCK 1980: 232, HENTSCHEL 1986: 159.

Was ist das Fazit dieser Kritik? Nun, die Präzision der Beschreibung läßt mancherlei zu wünschen übrig; insbesondere die Frage, was bekannt sein soll und wem das bekannt sein soll, ist bisher unbefriedigend behandelt. Nach meiner Meinung ist das aber nicht eine schlichte Beschreibungsschwäche. Mir scheint es eher so, daß diese Fragen tatsächlich je nach Verwendungskontext unterschiedlich zu beantworten sind. Die Wende in der Betrachtung sollte darin bestehen, daß die je variierenden Antworten auf diese Fragen nicht nur in der Beschreibung zu geben sind, sondern daß der deutende Hörer diese Antworten für sich finden muß. Die jeweilige Antwort aus Kontext und Verwendungssituation zu ermitteln, ist also Voraussetzung oder Teil der Deutung. Die Bedeutung der Partikel ist so global und allgemein, daß der Hörer sich alle Indizien zunutze machen muß, um zu einer Deutung zu kommen. Doch dazu später mehr.

Die Deutung einer Verwendung von *ja* als Hinweis auf den Argumentcharakter des Satzes klingt sehr rational. Denn Argumentation hat ja wohl wenig mit Emotion o. ä. zu tun. Sollte der emotionale Dunst der Partikel sich hier einfach verziehen? Oder erfaßt diese Darstellung noch nicht alles? Mir scheint, daß dem *ja* in (15) schon noch etwas von Empathie und Bezug auf den Partner anhaftet. Nur, wie könnte das in unsere Beschreibung eingehen? Ein gewisser Bezug auf den Partner steckt bereits in der Formulierung über das gemeinsame Wissen, der Sprecher gibt sozusagen seine Gedanken zu erkennen, die er sich in Bezug auf den Partner macht. Aber vielleicht erfaßt das noch zu wenig. Verstärken könnte man diesen Zug, indem man als Bedeutung des *ja* nicht einfach Bekanntheit, sondern Einigkeit ansetzt. Damit hätte man die Partnerbeziehung in nuce, und man könnte aus dieser Nuß auch etwas ableiten über das gemeinsame Wissen, die Bekanntheit also. Auch dazu später mehr.

BRAUSSE ist erklärte Anhängerin der Idee der einheitlichen Beschreibung von Partikeln. Im Fall von *ja* erzielt sie aber nicht gerade ermutigende Ergebnisse. Nachdem sie von vornherein das Antwort-*ja* und das betonte *ja* in Imperativen als Homonyme ausgeschieden hat (BRAUSSE 1986: 207), gelingt es ihr ebensowenig, das sogenannte Überraschungs-*ja* dem Argument-*ja* anzunähern. Zwar haben beide ihrer Meinung nach mit Argumentation zu tun, aber ersteres drücke eine Frage nach einem Grund in Form eines reduktiven Schlusses aus (BRAUSSE 1986: 219), letzteres kennzeichne eben ein Argument. Nun scheint es ja wirklich kaum unterschiedlichere Deutungen zu geben als Bekanntheit einerseits und Überraschung andererseits. Beides sind fast Gegensätze, denn, was bekannt ist, überrascht uns gerade nicht. Sollte es möglich sein, sogar diese Kluft zu überbrücken? Die Tatsache, daß beide Verwendungen sich komplementär verteilen, sehe ich als methodischen Hinweis, daß es sich um Deutungen aus dem gleichen Bedeutungspotential handelt. Aber wie könnte man das nachweisen?

2.2 Das Wundermittel, mit dem wir uns über tiefe Kluften schwingen wollen, sind GRICESche Rasonnements. Sie scheinen mir gute Mittel, um aus einheitlichen globalen Bedeutungshinweisen die einzelne Deutung herzuleiten. Der Hörer kann so die einzelnen Deutungen über sein laufendes Wissen herstellen, oder besser gesagt: rekonstruieren, wenn das nötig erscheint. Tatsächlich sind ihm natürlich die Deutungen zur Routine geworden.

Meine Grundidee ist etwa die folgende: Man charakterisiert erst die Deutungen im einzelnen, auch typische Verwendungen, dann konstruiert man hieraus die Bedeutung. Dieses Konstrukt muß sich bewähren, indem man umgekehrt zeigt, wie bei Annahme dieser Bedeutung die jeweilige Deutung zustandekommt. Die Bedeutung haben wir

also nur als Konstrukt, das sich bewähren muß in der Herleitung einzelner Deutungen. Die theoretische Validität ist bestimmt durch die Stringenz des GRICESchen Rasonnements. Hier sind bei den ersten Versuchen noch keine überwältigenden Ergebnisse zu erwarten. Die Versuche sind Vorschläge, Anregungen zur Diskussion. Und selbst die Form solcher Rasonnements ist noch nicht klar. Sollen sie aus der Perspektive des Sprechers oder des Hörers oder des beschreibenden Linguisten geschrieben werden? Sollen sie stringent in der Form des gemeinsamen Wissens in allen Stufen dargestellt werden? Oder genügt eine Art innerer Monolog, der näher bei tatsächlichen Überlegungen bleibt, wie wir sie im Interpretieren anstellen? Doch seien wir nicht zögerlich. Versuchen wir's einfach!

Die Hypothese, von der ich nach den bisherigen Überlegungen auszugehen wage, ist: *Ja* signalisiert Einigkeit.<sup>13</sup>

Eine zentrale Verwendung von *ja* scheint mir die einfache Antwort auf eine Entscheidungsfrage wie in (17):

(17) Kommst du? – Ja.

Wie ist diese Antwort zu verstehen? Der gefragte B rasonniert vielleicht so: A fragt mich, ob S. Das ist eine neutrale Entscheidungsfrage. Er will S oder nicht-S als Antwort. A hätte dazu ebensogut nicht-S fragen können. So hätte er die gleichen Antworten bekommen können. Warum fragt er also S? Er markiert S gegenüber nicht-S, weil ihm die Antwort S näher zu liegen scheint. Im Grunde fragt er mich, ob ich ihm zustimme, daß S. Signalisiere ich Einigkeit, versteht er das als Antwort S.

Dieses Rasonnement macht von einer wichtigen Eigenschaft der Negation Gebrauch. Ein Satz und sein Negat stehen ja vorderhand in der semantischen Relation der Exklusion oder Kontradiktion. Diese ist aber symmetrisch, so daß man noch nicht weiß, welches denn das Negat ist. Ohne große Reflexion wird hier gemeinhin angenommen, das Negat sei der Satz, der mehr Zeichen enthält oder komplexer ist. Was er mehr enthält, ist also der Negationsausdruck. Es gibt aber auch einen kommunikativen Weg, das Negat zu definieren. Kommunikativ ist nämlich, was wir gewöhnlich als Negat bezeichnen, der markierte Fall, sozusagen sekundär auf der Basis des Positiven. Kommunikativ wird etwa ein solches Negat vor allem gebraucht, um zu widersprechen oder zu kontrastieren (cf. JESPERSEN 1917: 4). Das setzt aber voraus, daß das Positive aktiviert sein muß. Sei es, daß es erwähnt wurde, daß es zur Debatte steht, oder auch nur, daß der Sprecher annimmt, der Hörer glaube es (cf. GIVÓN 1979: 139). Wer aber antwortet, kann der Frage nicht im strengen Sinn widersprechen. Also wird der Sprecher auch sinnvollerweise nicht wollen oder erwarten, daß der Partner widerspricht, das heißt eine negierte Form des kontextuellen Vorgängers äußert. Darum wird er seine Frage auch so formulieren, daß der Partner dies nicht tun muß. Er wird seine Frage also gegebenenfalls auch negativ formulieren und damit zu erken-

<sup>13</sup> Diese Hypothese geht in entscheidender Hinsicht über die übliche Annahme hinaus, der Sprecher signalisiere mit der Partikel „seine Stellung zum Gesagten“ (WEYDT 1969: 68). Nicht um das Gesagte geht es, sondern um den Hinweis auf das unterstellte Partnerwissen. Abstrakte (und überexplizite) Deutungsformen wäre also nicht: Ich beurteile X so und so, sondern: Ich gehe davon aus, daß du X so und so beurteilst. Natürlich wäre es ein Wunder, wenn das deutsche Wort 'Einigkeit' exakt die Bedeutung von *ja* umfaßte. Darum ist zu erwarten, daß präzisere Darstellungen diesen Kernbegriff weiter elaborieren müßten. Beispielsweise wäre zu eruieren, ob etwa 'Einverständnis' oder 'Einvernehmen' auch Komponenten der Bedeutung kennzeichnen.

nen geben, daß er eine negative Antwort erwartet. Dazu paßt auch gut die Tatsache, daß *ja* etwa zehnmal so häufig vorkommt wie *nein*.

Wie wäre es aber, wenn A gefragt hätte:

(18) Kommst du nicht?

Auch hier gilt das Prinzip der Negation, daß der negative Satz auf der Folie des positiven zu sehen ist, weil etwa vorher das Positive zur Debatte stand. Diese Frage wird also typischerweise gestellt in Kontexten, wo der Sprecher davon ausgeht, daß das gemeinsame Wissen darüber bestand, daß B kommt. A hat aber Grund für die Erwartung oder gar Befürchtung – dies schwingt in solchen Fragen mit –, daß B jetzt nicht mehr kommen wolle. Der Frageakt ist in diesem Sinne vielschichtig. Die positive Antwort kann darum auch nicht mehr schlicht Einigkeit signalisieren. Mit dem angemessenen *doch* würde B nämlich auf beide Komponenten eingehen. Er würde die alte Einigkeit bestätigen, zugleich aber die neue Befürchtung zurückweisen.

(Wieso spüren wir aber in (17) keine Empathie? Die empathische Wirkung scheint darin zu bestehen, daß Partikeln zusätzlich gegeben werden, etwas Zusätzliches anzuzeigen. In (17) wird aber B nicht selbst aktiv bezüglich des Partnerwissens. A hat es ja thematisiert – und vor allem manifest gemacht, was er nicht weiß. Gehört also Freiwilligkeit zu dieser Empathie? Dafür spricht: Redundantes wird auch sonst als freundliche Zugabe des Sprechers aufgenommen. Vordergründig Redundantes spielt etwa eine große Rolle bei der Höflichkeit. Empathie entsteht besonders dann, wenn einer aus freien Stücken auf den Partner zugeht.)

B hätte auf As Frage in (17) auch antworten können:

(19) Ja, ich komme.

Hier gibt er zusätzlich zur bejahenden Antwort noch einmal die explizite Proposition in einer Feststellung. Wir verstehen das – auf der Grundlage der Relevanzmaxime – allerdings nicht als Redundanz, sondern als zusätzliche Explikation eines Sprechers, der auf Nummer sicher gehen will. Umgekehrt und entsprechend würde das *ja* als Zusatz gewertet in einer Antwort wie (19):

(20) Ich komme, ja.

Auch hier dürften Intonation und Pause nahelegen, daß es sich um zwei Sprechakte handelt. Hier wird das zustimmende *ja* als Zusatz gewertet auf der Grundlage einer Deutungsregel, daß in vordergründig redundanten Äußerungen jeweils der zweite Akt als Zusatz zu werten ist. Da hier jedoch der allgemeinere Akt Zusatz ist, wird er als Hervorhebung der Zustimmung verstanden.

Wie stünde es aber, wenn B geantwortet hätte:

(21) Ich komme ja.

In der üblichen Partikelbetrachtung wird hier ein anderes *ja* angesetzt (etwa BORST 1985: 31). Begründet wird das vor allem damit, daß dieses *ja* unbetont sei und eine andere Bedeutung habe. Die Betonung des *ja* in (19) und (20) ist aber leicht zu erklären. In Ergänzungsfragen etwa ist stets die erfragte Konstituente fokussiert (deshalb auch in Spitzenstellung). In der Antwort bleibt diese Fokussierung erhalten, weshalb auch in der Regel die jeweilige Konstituente genügt. In Entscheidungsfragen steht der Wahrheitswert zur Debatte, das fokussierte *ja* wird hier als positive (!) Antwort verstanden. In (21) erhält B erst einmal die gleiche Antwort wie in (19). Aber der zusätzliche Hinweis auf Einigkeit ist nicht fokussiert, wird darum nicht als direkte Antwort verstanden. Das *ja* bezieht sich also auf etwas, was nicht thematisiert ist. Es ist ein zusätzlicher Hinweis auf eine bestehende Einigkeit. B könnte demnach so rason-

nieren: A antwortet, daß S. Zusätzlich signalisiert er Einigkeit. Worauf soll sich die Einigkeit beziehen? Es gibt eigentlich nur S in der Nähe. Daß er glaubt, daß S, scheint uns aber beiden klar, er hat es ja gerade festgestellt. Um welchen Aspekt geht es ihm? Das *ja* ist nicht betont, der Hinweis auf Einigkeit eher nebenbei gegeben. A geht also nicht davon aus, daß irgendetwas mit dieser Einigkeit strittig ist. Er weiß, daß ich weiß, daß S, und wußte, daß S. Er will darauf hinweisen, daß er meine Frage eigentlich für überflüssig hält, weil ich die Antwort hätte wissen müssen. Je nach Einschätzung, je nach dem restlichen gemeinsamen Wissen der Partner, kann (21) so zum Vorwurf, zur Unmutsäußerung, zur Beruhigung usw. werden.

Öfter wird behauptet, *ja* komme in Fragesätzen nicht vor. Das ist zu differenzieren. A hätte statt wie in (17) fragen können:

(22) Kommst du, ja?

Das hätte bei B folgendes Raisonement in Gang bringen können: A fragt mich, ob S. Die Frageintonation zeigt mir, daß er eine Antwort möchte. Zusätzlich signalisiert er aber durch *ja* Einigkeit. Gibt er also gewissermaßen selbst eine zustimmende Antwort? Das wäre widersprüchlich. Das *ja* trägt im übrigen auch Frageintonation, richtet sich also auch an mich und fragt um eine Antwort. Fragt A das gleiche zweimal? Das wäre redundant. Das Frage-*ja* ist also als Zusatz gedacht. Es ist eine simulative Antizipation meines Antwort-*ja*. A zeigt an, daß er möchte, daß ich mit *ja* antworte. Er will mir also eine affirmative Antwort nahelegen. Für den Fall, daß die Einigkeit schon im gemeinsamen Wissen enthalten ist (A also weiß, daß B weiß, daß A weiß, daß B kommt), könnte B dies als Reaktivierung, als eine Erinnerung also verstehen.

Das Beispiel (22) zeigt, daß *ja* für sich allein eine Frage sein kann. Und wenn *ja* tatsächlich nicht in Fragesätzen vorkommt, so kommt es durchaus in Fragen vor:

(23) Du kommst ja?

Dies ist sozusagen eine indirekte Frage, die durch den Aussagesatz in Frageintonation geäußert wird. Es ist das Fragependant zu

(24) Du kommst ja.

Hier haben wir eine Feststellung mit zusätzlichem Signal, daß Einigkeit zwischen Sprecher und Hörer besteht. Das *ja* ist unbetont, die Einigkeit also nicht fokussiert, sie wird als bestehend vorausgesetzt. In (22) hatten wir Frageintonation und Fokussierung des Wahrheitswertes durch die Spitzenstellung des *kommst*, eine direkte Frage also. (23) ist in dieser Beziehung fischig: Einerseits Frageintonation, andererseits aber Feststellung, und zwar dessen, was in (24) festgestellt wird. (23) mit dem *ja* im Satzverband erscheint als geschlossener illokutionärer Akt, während in (22) die beiden Akte eher getrennt sind, sozusagen zweimal gefragt wird.

Was kommt unterm Strich für (23) heraus? Wer (23) äußert, gibt zu erkennen, daß er davon ausgeht, daß B kommt und daß beide sich darüber einig sind. Er möchte aber von B eine Äußerung dazu, und zwar eine zustimmende. (23) ist deshalb im Normalfall eine Vergewisserungsfrage, die am Platz ist, wenn Sprecher und Hörer sich schon darüber einig sind, daß S, oder wenn wenigstens der Hörer dies glaubt.

Eine Antwort zeichnet sich dadurch aus, daß sie partiell die Frage wiederholt und damit auf die Frage eingeht. Ein *ja* leistet diese Wiederholung nicht explizit, sondern durch seine Offenheit bezüglich der Frage, worüber Einigkeit besteht. Ein indefinites *w*-Wort füllt der Hörer aus dem nahen Kontext, und das ist natürlich die Frage. Ein Zusatz zum Antwort-*ja* muß nun aber nicht immer so zu deuten sein wie in (19). Nehmen wir (25) Regnet es? – Ja, es ist blauer Himmel.

Die Frage wird bejaht, der Zusatz ist aber keine direkte Antwort auf die Frage, darum nicht explikativ zu verstehen. Nach Standardannahmen würde er sogar einen Widerspruch mit der *ja*-Antwort zusammen ergeben. Ganz anders die Folge (26):

(26) Regnet es? – Es ist ja blauer Himmel.

Hier könnte A wie folgt rasonieren: Ich habe B gefragt, ob es regnet. Er äußert einen Aussagesatz, der nicht direkt etwas mit meiner Frage zu tun hat. Ich habe aber keinen Grund anzunehmen, daß er mir nicht antworten will. Also, was will er? B signalisiert Einigkeit in seiner Antwort, allerdings ist dies nicht fokussiert, also nicht die direkte Antwort, weil kein direkter Bezug auf meine Frage vorliegt. B sagt mit S etwas, was vordergründig keine direkte Antwort ist, ja der von mir erwarteten Antwort eher widerspricht. Trotzdem signalisiert er Einigkeit. Das wird sich kaum auf die Feststellung, daß blauer Himmel ist, beziehen. Worauf aber dann? Er signalisiert vielleicht, daß es etwas gibt, worüber wir uns einig sind und das mich seine Äußerung als Antwort verstehen läßt. Das Gesuchte ist ein Kohärenzmacher, die Schlußpräsupposition: Wenn blauer Himmel ist, dann regnet es nicht. Mit dieser Schlußpräsupposition und seiner Feststellung komme ich zu: Es regnet nicht. Und das ist nun eine direkte Antwort auf meine Frage.

Nicht auszudenken, wenn B so reagiert hätte:

(27) Regnet es? – Es ist ja grüner Himmel.

Nach Fragen und Antworten, die ja paarweise aufeinander bezogen sind, nun zu Beispielen mit weniger Kontext.

(28) Sie bleiben ja hier.

Wir betrachten hier nur die Verwendung, wo der B Evidenz hat, daß *sie* als Anrede gebraucht ist, daß also mit *sie* er selbst gemeint ist. Wie versteht er diesen Satz? Der A sagt, daß ich hier bleibe und signalisiert Einigkeit. Worüber? Naheliegender ist, daß wir uns einig sein sollen darüber, daß ich nicht gehe. Wie kommt er dazu? Nun, wir haben vorhin schon besprochen, daß ich nicht mitgehe, und das weiß er noch. Aber warum sagt er es mir dann? Er möchte die Einigkeit darüber noch einmal reaktivieren, in Erinnerung rufen. Also will A sich vergewissern, daß ich hier bleibe. Vielleicht ist es angebracht, ihm die Einigkeit noch einmal zu signalisieren (z. B. durch Äußern von *ja*).

Anders sieht es aus bei anderer Betonung:

(29) Sie bleiben *ja* hier.

Hier muß zuerst mit einem Raisonement geklärt werden, wieso der Satz als Befehl und nicht einfach als Aussage verstanden werden kann. A spricht mich an und stellt fest, daß ich hier bleibe. Was will er sagen? Jetzt bin ich hier, aber *bleiben* enthält eine Komponente mit Zukunftsbezug. A sagt also, daß ich auch hier sein werde. Woher will er das wissen? Offenkundig habe ich ihm nichts darüber gesagt. Macht er eine Prognose? Ich finde keinen Sinn darin, daß er diese Prognose abgibt. A spricht mich an, und ich kann dafür sorgen, daß ich hier sein werde. A will vielleicht, daß ich dafür Sorge, daß ich hier sein werde. Warum sagt er das als Feststellung? Er tut so, als habe er das Recht, etwas (als Tatsache) festzustellen, was erst ich realisieren kann. A nimmt das Ergebnis meiner Handlung vorweg. Er geht davon aus, daß ich jenes Recht akzeptiere, und will, daß ich das Ergebnis herstelle. Außerdem signalisiert mir A noch Einigkeit durch die Partikel *ja*. Die Einigkeit ist aber bisher gar nicht hergestellt. Also maß sich A auch an, die Einigkeit festzustellen, ohne daß meine Zustimmung vorliegt. Darüberhinaus betont A noch das *ja*. Warum tut er das? Er insistiert also auf der

Einigkeit. Warum? Er ist sich offenbar dessen bewußt, daß diese Einigkeit nicht besteht. A will, daß ich den Befehl ausführe, auch wenn ich nicht will. Wie kann er darauf hoffen? A muß Sanktionen gegen mich ergreifen können und gegebenenfalls wollen. A meint dies als harschen Befehl (sein Ton paßt dazu) und droht mir mit Sanktionen, falls ich nicht gehorche.

Als letztes vielleicht noch ein Blick auf das Überraschungs-*ja*, das ja dem Argument-*ja* so fern erschien:

(30) Du bist ja ganz naß!

Der Weg von der Bedeutung 'Einigkeit' zur Deutung dieser Verwendung ist aber recht kurz. B's Raisonement könnte so aussehen: A sagt mir S und signalisiert Einigkeit. Worüber soll Einigkeit bestehen? Über S? Ja, es gibt keinen andern Satz in der Nähe. Aber es ist offensichtlich, daß A sieht, daß ich naß bin, und daß ich es auch weiß. Also besteht in dieser Sache gemeinsames Wissen, denn auch auf höheren Stufen ist Gemeinsamkeit gesichert. Die Mitteilung, daß ich naß bin, lohnt sich eigentlich nicht. A zielt eine Stufe höher,<sup>14</sup> ihm geht es allein um die Einigkeit in dieser Angelegenheit. Sie wird betont, und das hat nichts mit Überraschung zu tun. Es ist Ausdruck der Gemeinsamkeit, der Anteilnahme. Reine Empathie also!

GRICESche Raisonements sind ein Beschreibungsmittel, mit dem alles möglich scheint. Sind sie nicht zu stark für die semantische Beschreibung? Fallen wir mit ihnen nicht auch der überzogenen Deutung zum Opfer? Aber Raisonements sind keine Paraphrasen, die ähnliche Verwendungen wie das Paraphrasierte haben sollen. Und dann haben die Raisonements auch einen andern Status. Die Bedeutung der Partikel *ja* wird ja als sehr global angesetzt. Mit GRICESchen Raisonements rekonstruieren wir mögliche Deutungen, d. h. wir explizieren, wie eine Deutung zustandekommen kann, dafür ist natürlich eine explizitere Darstellung gefordert. In der Deutung der einzelnen Verwendung muß nämlich jede Feinheit möglich sein. Wir sind nicht mehr auf der Ebene des blinden und routinisierten Verstehens, sondern auf der Ebene der Interpretation. Mir scheint aber, daß die Raisonements drastische methodische Einschränkungen brauchen. Den nötigen Stand der Argumentation haben wir noch nicht erreicht. Kriterien für die Gültigkeit und die Realitätsnähe eines Raisonements haben wir noch nicht. Beachtenswert ist aber eines: Mit einem Raisonement kann man nicht die eine Deutung einer Verwendung eruieren. Zum einen sind die eingehenden Bedingungen und Annahmen nicht explizit. Ist die eine erfüllt, geht das Raisonement einen Weg, ist eine andere erfüllt, geht es einen andern. Die Raisonements sind sozusagen hypothetisch. Zum andern rasonieren wir ins Ungewisse. Wir bekommen faktisch nie mit Sicherheit raus, ob eine Annahme, die wir zur Deutung nützen, auch tatsächlich ausreicht oder ob wir mehr brauchen. Die Deutungen sind also nicht fest, nicht abgeschlossen. Alles beruht auf Präzedenz und auf Wahrscheinlichkeit. Aber gottseidank leben wir als Sprecher so von Routine, daß wir bei einem Antwort-*ja* nicht mehr gleich ins Überlegen kommen.

<sup>14</sup> Dieser Sprung ist üblich. Beispiel die Prüffrage: A fragt mich, ob S. Ich weiß aber, daß er die Antwort weiß und auch, daß ich das weiß. Also will er nicht einfach die Antwort, er will mit seiner Frage eruieren, ob ich die Antwort weiß.

### 3. Wie die Spinne im Netz?

Wer sich Verwendungsbeispiele für Wörter wie *ja* ansieht, ist beeindruckt von ihrer Vielfalt.

1. Es lohnt sich nicht, noch Bilder aufzuhängen, wir ziehen ja bald um.
2. Du bist ja ganz naß!
3. Eine Partikel, die ja schon danach zu den häufigsten gehörte, . . .
4. Sie konnte ja nicht wissen, . . .
5. Hast du auch ja nichts vergessen?
6. Du wirst ja kommen?
7. Ja kommt der denn?
8. Ja war er nicht da?
9. Ja sind wir denn nicht in der Lage . . .
10. Ja nein.
11. Komm bitte! – Ja (, ich komme).
12. Kommst du? – Ja (, ich komme).
13. Er kommt. – Ja.
14. Ja?
15. Ja, ja.
16. Bleib ja hier!
17. Ja nicht stehenbleiben.
18. Jo mei.
19. Na ja.
20. Ja du Wilder!
21. Ja sei doch zufrieden!
22. Regnet es? – Es ist ja ganz blauer Himmel.
23. Ich versteh dich ja, aber . . .
24. Ja er hatte (sogar) drei Flaschen getrunken.
25. Ja wenn ich will, mach ich alles.
26. Er meint, daß sei ja alles erwiesen.
27. Ja, ich glaub's dir ja.
28. Hörst du, ja?
29. Ja. (am Telefon)
30. Bitte, das wollen sie ja.
31. Der Großherzog von Schwerin, ja, der hat ein bißchen mehr gehabt.

Dem evolutionär geschulten Auge ist ein solches Corpusculum eine reine Freude. Überall sieht es Verwandtschaften, fein gestreute Unterschiede, nuancierte Ausformungen und Spielarten. Aber wie könnte man all dies unter den Hut einer Bedeutung (einer Spezies sozusagen) bringen?

3.1 Eine Schwierigkeit, mit einer solchen Vielfalt fertig zu werden, liegt darin, daß traditionelle Semantiken davon ausgehen, zur Bedeutung eines Wortes könne nur gehören, was allen Verwendungen gemeinsam sei, es gelte also den allen Verwendungen gemeinsamen Zug zu entdecken. So verstehen auch Partikelforscher das Verhältnis von Bedeutung und Deutung als Subsumtionsverhältnis, das ist ja gerade der Sinn „übergreifender Bedeutungen“ (WEYD/HENTSCHEL 1983 : 3). Für alle Verwendungen soll es eine gemeinsame Paraphrase geben (HENTSCHEL 1986 : 121), die sozusagen die semantische Gemeinsamkeit formuliert, die alle Verwendungen abdeckt, wie es heißt.

Auch in der Gebrauchstheorie sollte dies ein methodisches Postulat sein, weil es Einfachheit garantiert. Aber in der Gebrauchstheorie wird auch anerkannt, daß dies nicht der einzig mögliche Zusammenhang zwischen Verwendungen ist. Es war doch eine der entscheidenden Entdeckungen WITTGENSTEINS, daß zwischen Verwendungen eines Ausdrucks Familienähnlichkeiten bestehen können, das heißt Verwendung A ist Verwendung B ähnlich und B ist C ähnlich. A und C müssen aber nicht ähnlich sein (WITTGENSTEIN 1960: 67). Die Familienähnlichkeit ist nicht transitiv.

WITTGENSTEINS Idee wurde ausgeführt in der sogenannten Prototypentheorie, nach der die Elemente einer Kategorie mehr oder weniger typisch für diese Kategorie sein können. Eine typische Blume etwa ist die Rose, ein typisches Werkzeug der Hammer usw. So haben in einer empirischen Untersuchung zuerst ROSCH und MERVIS (ROSCH/MERVIS 1975) die Zugehörigkeit eines Elements zu einer Kategorie über Familienähnlichkeiten bestimmt. Sie sind zu dem Ergebnis gekommen, daß es dabei Graduierungen gibt und daß nicht allen Elementen ein bestimmtes Merkmal zukomme, daß vielmehr Elemente mehr oder weniger typisch sein können. In jeder Kategorie gibt es ein Element, das am typischsten ist, den sogenannten Prototypen. Der Prototyp

- zeigt die meisten Familienähnlichkeiten (Kumulationsprinzip),
- ist typisch, weil er am meisten Merkmale mit den andern Elementen der Kategorie teilt (Repräsentationsprinzip),
- ist typisch, weil er die größte Distanz zu anderen Kategorien aufweist, indem er die wenigsten Merkmale mit Elementen anderer Kategorien teilt (Distanzprinzip).

Bei ROSCH/MERVIS wurde das Verhältnis der Kategorien zu ihren Bezeichnungen nicht geklärt; sie gehen stillschweigend davon aus, daß es die Kategorien sozusagen sprachunabhängig gibt. Ihre Experimente machen sie aber oft mit Wörtern und Sätzen, und da stellt sich die Frage, ob nicht eigentlich ein semantischer Zusammenhang der Wörter untersucht wurde. Für einen realistischen Psychologen macht das vielleicht keinen großen Unterschied. Für einen Semantiker ist aber gerade dies entscheidend, weil die Frage des Zusammenhanges von Wörtern und Bedeutungen für ihn elementar ist. Lexikographen beispielsweise müssen diese Frage in ihrer Praxis ja ständig beantworten. Im Rahmen einer Gebrauchstheorie stellt sich das Problem noch etwas anders. Es geht hier nicht mehr darum, ob beispielsweise ein Wort der Prototyp in einem semantischen Feld ist, beispielsweise *ermorden* der Prototyp im Feld *töten* (PULMAN 1983: 113). Hier stellt sich die Prototypenfrage auch in den Verwendungen eines Wortes. Gibt es mehr oder weniger typische Verwendungen eines Wortes? Prototypische gar? Hiermit öffnet sich ein neuer Blick auf das Verhältnis von Bedeutung und Deutung und der Deutungen untereinander. Eine prototypische Verwendung könnte z. B. eine sein,

- von der aus man andere Verwendungen (besser) herleiten kann,
- die man in der Ontogenese früher lernt,
- die einem zuerst einfällt.

All diese sind natürlich graduell, und sie sind individuell. Beispielsweise wird ein Lerner nicht zuerst den Prototypen kennenlernen. Er wird vielleicht eine gängige Verwendung kennenlernen, aber er wird sie für seine eigene Lerngeschichte als Prototypen verstehen und weiter verwenden. Also haben verschiedene Lerner verschiedene Prototypen, und auch der gleiche Lerner hat verschiedene Prototypen, weil er seinen Prototyp ständig anpaßt. Der Prototyp ist das beste Beispiel für die Verwendung eines Aus-

drucks, und der Sprecher wird darum solche Prototypen in sein semantisches Wissen aufnehmen.

All dies mag hier spekulativ klingen, es gibt aber ausreichende Evidenz dafür. Kehren wir zurück zu unserem *ja* und sehen wir, ob wir auf der Basis der prototypischen Verwendung weiterkommen.

3.2 Also zurück zum *ja*! Die Frage nach der übergreifenden Bedeutung stellt sich jetzt in anderer Form, nämlich in der Frage: Gibt es prototypische Verwendungen von *ja*, eine prototypische gar? Diese prototypische Verwendung wäre dann eben die, von der aus die gängigsten Wege zu anderen Verwendungen führen, diejenige, von der man etwa in einem GRICESchen Rasonnement ausgehen könnte.

Im folgenden skizziere ich einen Versuch, die Verwandtschaftsstruktur in unserem Corpusculum zu eruieren. Ich habe zu diesem Zweck sechs linguistischen Kollegen das Corpusculum vorgelegt und sie gebeten, Verwandtschaften zwischen den Beispielen anzugeben, die sie sehen.<sup>15</sup>

Die Kollegen haben natürlich als Linguisten reagiert, sie haben Zweifel und Skrupel dargelegt, sie haben Verwandtschaften begründet, sie haben Proben entwickelt, mit denen man Verwandtschaften feststellen kann. Um all dies geht es in der Auswertung nicht, sondern schlicht um die Feststellung der Verwandtschaftsverhältnisse. Vielleicht erscheinen Linguisten hier nicht als geeignete Probanden, weil sie zu überlegt, zu sophistiziert, zu theoretisch an die Sache herangehen. Aber es war mir gerade recht, daß hier eine geschulte und kreative Deutungskompetenz am Werk war. Denn es ging mir nicht um eine empirisch valide Aussage, sondern eher um Anregung und Vorbereitung eines empirischen Tests.

Die lockere Auswertung beachtet fünf Aspekte:

- (i) Welche direkten Wege werden gesehen?
- (ii) Wie stark sind die Verbindungswege frequentiert?
- (iii) Wie oft wird ein Beispiel in einer Verbindung genannt?
- (iv) Wieviel Wege gehen von einem Beispiel aus?
- (v) Wie weit kommt man auf einem Weg?

Und dann müßte sich die entscheidende Frage anschließen:

- (vi) Kann eine Verwendung als Prototyp angesehen werden?

Die ersten beiden Aspekte stellt die Matrix auf S. 750 dar. Sie berücksichtigt nur die Nennungen von direkten Ähnlichkeiten zwischen Beispielen.<sup>16</sup>

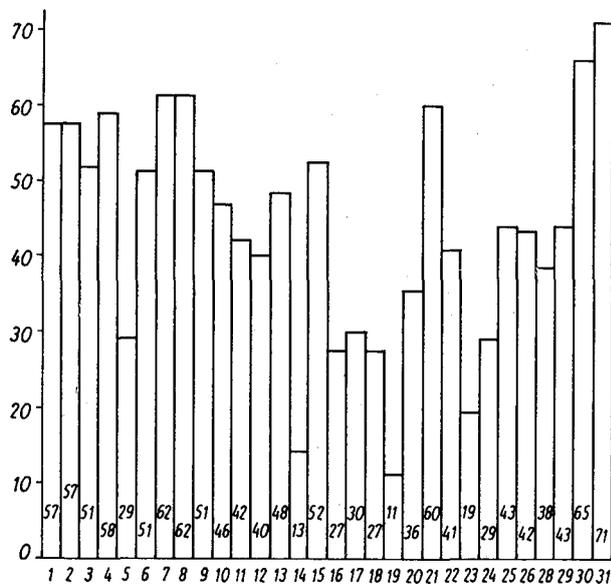
Diese Matrix zeigt, welche Verwandtschaften gesehen werden und wie oft eine Verwandtschaft genannt wurde. Zwischen manchen Beispielen wird gar keine direkte Verwandtschaft angegeben, Nennungen über 6 bei sechs Probanden kommen zustande, weil Verwandtschaften als gerichtet gesehen werden konnten. Wer Übergänge in beide Richtungen sah, konnte ein Paar also mehr als einmal nennen.

Nach dem dritten Aspekt geht es jetzt darum, wie oft ein Beispiel überhaupt genannt wird, also um die Summe der Nennungen für jedes Beispiel. Die Idee ist: Je öfter ein Beispiel in Verwandtschaften gesehen wird, umso typischer ist es. Die Auswertung ergab nachfolgende Balkengrafik.

<sup>15</sup> Ich danke herzlich: P. EISENBERG, V. HINNENKAMP, G. ÖHLSCHLÄGER, G. STÖTZEL, B. STRECKER, G. ZIFONUN.

<sup>16</sup> Das Beispiel 27. wurde nicht aufgenommen, weil nicht mehr zu rekonstruieren war, auf welches *ja* sich die Angaben bezogen.

	31	30	29	28	26	25	24	23	22	21	20	19	18	17	16	15	14	13	12	11	10	9	8	7	6	5	4	3	2	1	
1	4	6	-	1	6	1	1	1	5	1	-	-	-	1	1	1	-	1	-	-	1	1	1	5	1	7	7	3			
2	1	2	-	1	3	1	1	2	3	4	1	-	2	2	2	-	1	1	-	-	3	4	4	4	3	2	4	3			
3	3	5	-	1	6	-	-	1	4	1	-	-	-	1	1	1	-	1	-	-	1	1	1	5	1	6					
4	4	5	-	1	5	1	1	1	5	1	-	-	2	2	1	-	1	-	-	1	1	1	1	5	2						
5	1	-	-	2	-	-	-	-	2	-	-	-	6	5	-	-	1	-	-	1	1	1	2								
6	3	4	-	4	5	-	-	1	3	1	-	-	2	1	1	1	1	1	-	-	1	1	1	1							
7	1	1	1	2	1	3	2	1	1	8	3	-	2	1	1	1	1	1	1	1	1	1	5	7	8						
8	1	1	1	2	1	3	2	1	1	8	3	-	2	1	1	1	1	1	1	1	1	1	5	7							
9	-	1	-	1	1	2	2	1	1	7	2	-	2	1	1	-	1	-	-	-	-	-	5								
10	1	1	2	1	-	1	-	1	1	5	-	-	1	1	1	3	1	1	1	1											
11	4	-	5	1	-	2	1	-	-	1	3	2	1	-	-	5	1	7	6												
12	5	-	4	2	-	3	2	-	-	1	3	-	1	-	-	5	-	5													
13	3	1	5	2	1	2	2	-	1	1	3	-	-	-	-	5	1														
14	1	-	1	2	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1															
15	5	1	5	1	-	4	1	1	-	1	3	2	3	-	-																
16	-	-	-	2	-	-	-	-	-	3	-	-	-	6																	
17	-	-	-	3	-	-	-	-	-	3	-	-	-																		
18	3	-	2	-	-	2	1	1	-	1	-	3																			
19	2	-	1	-	-	-	-	1	-	-	-	-																			
20	2	-	2	1	-	3	3	-	-	3																					
21	1	1	1	1	-	2	1	-	1																						
22	3	5	-	-	4	1	1	1																							
23	2	2	-	-	1	-	-																								
24	2	1	1	-	-	4																									
25	4	-	3	1	-																										
26	3	5	-	-																											
28	3	-	3																												
29	6	-																													
30	3																														
31																															



Als Spitzenreiter in dieser Auswertung hatte ich eigentlich 12 erwartet – mein geheimer Kandidat für den Prototyp, weil diese Verwendung ja sicherlich zuerst gelernt wird und die Wege zu den andern Verwendungen öffnen sollte. Weitaus am meisten vereinigte aber 31. auf sich. Bei näherer Betrachtung scheint das nicht erstaunlich, weil 31. sozusagen das missing link zwischen dem Antwort-*ja* und der satzintegrierten Partikelverwendung ist.

Als einflußreiche Verwendungen mit vielen Ähnlichkeitswegen werden dann weiter 21., 4., 7., 8. errechnet, dabei insbesondere 7. und 8. pari passu, was nicht erstaunt, weil es offenbar gleichartige Verwendungen sind. Schlußlichter sind 14. und 19., die sicherlich auch eine harte Nuß für Gricesche Räsonnements sein werden.

Der Einfluß einzelner Knotenpunkte ist nun allerdings nicht nur individuell nach der Häufigkeit der Nennung zu sehen. Es dürfte auch eine Rolle spielen, wie eng verwandt Paare sind. Dies könnte man eruieren, indem man beachtet, wie häufig Wege frequentiert sind. Am häufigsten begangen sind die Wege 7---8, 7---21, 8---21; ebenfalls häufig 1---3, 1---4, 7---9, 8---9, 9---21, 11---13. Schaut man sich die Beispiele an, so sieht man leicht, wie dies zu deuten ist: Es handelt sich um sehr eng verwandte, teilweise analoge Verwendungen. Da natürlich die Frequentierung der Wege eingeht in den Einflußreichtum der Knotenpunkte, müssen wir erkennen, daß Einflußreichtum nicht schlicht mit Prototypizität gleichzusetzen ist. Der einflußreichste Knoten ist der, der am meisten Verwandtschaften zeigt. Wieviel das numerisch sind, hängt aber von der Zusammensetzung des Korpus ab. Enge Sippen laden hoch, Prototypen müssen aber weit reichen.

In Bezug auf die Verwandtschaft enthält unser Corpusculum offensichtlich Cluster. Die Deutung der Beispiele läßt uns das erkennen, de facto haben auch Probanden entsprechende Cluster gebildet. Aber auch unsere Matrix der Verbindungen liefert Cluster, man kann sie rechnerisch aus der Matrix herausdestillieren. Ich denke, man gewinnt etwa folgende Cluster:

- den Antwort-Cluster a = [11, 12, 13, 29]
- den Empathie-Cluster b = [7, 8, 9, 10, 21]
- den Evidenz-Cluster c = [1, 3, 4, 6, 22, 26, 30]
- den Befehls-Cluster d = [5, 16, 17]

Wie diese Cluster sich herauschälen, zeigt die Teilmatrix für Cluster c:

	31	22	6	30	26	4	3	1
1	4	5	5	6	6	7	7	
3	3	4	5	5	6	6		
4	4	5	5	5	5			
26	3	4	5	5				
30	3	3	4					
6	3	3						
22	3							
31								

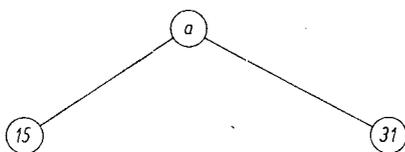
Zwischen den hier aufgeführten Beispielen wurden gehäuft Verwandtschaften gesehen. Trotzdem gehört 31. nicht zum Cluster c, wie wir an auffällenden Abweichungen vom Verhalten der andern Elemente erkennen (s. S. 752).

Wir sehen, daß 31. signifikant abweicht, was die Werte für Außenbeziehungen angeht. Cluster zeigen Kumulationen im Innern bei gleichzeitig geringen Außenbeziehungen.

	2	5	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	23	24	25	28	29
1	3	1	1	1	1	1	-	-	1	-	1	1	-	-	-	1	1	1	1	1	1	-
3	3	1	1	1	1	1	-	-	1	-	1	1	-	-	-	1	1	-	-	1	-	-
4	4	2	1	1	1	1	-	-	1	-	1	2	2	-	-	-	1	1	1	1	1	-
26	3	-	1	1	1	-	-	-	1	-	-	-	-	-	-	-	-	-	1	-	-	-
30	2	-	1	1	1	-	-	-	1	-	1	-	-	-	-	-	1	2	1	-	-	-
6	5	2	1	1	1	1	-	-	1	1	1	1	2	-	-	-	1	1	-	-	4	-
22	3	-	1	1	1	1	-	-	1	-	-	-	-	-	-	-	1	1	1	1	-	-
31	1	1	1	1	-	1	4	5	3	1	5	-	-	3	2	2	1	2	2	4	3	6

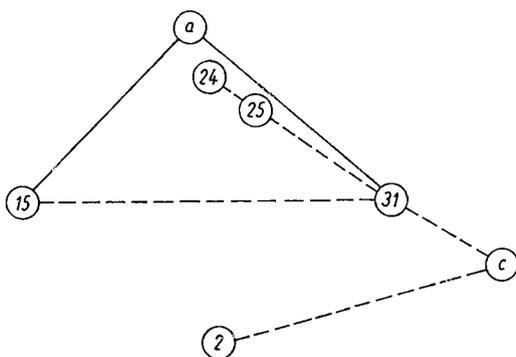
gen. Diese Cluster sollten wir in den weiteren Überlegungen als gleichartige Verwendungen zusammenfassen. Sie entsprechen übrigens grosso modo den Einzelbedeutungen, die in der bisherigen Forschung herausgeschält wurden.

Nach den inneren Bereinigungen soll jetzt Schritt für Schritt der Verwandtschaftsgraph konstruiert werden. Dabei geht es nicht mehr nur um direkte Wege, sondern auch um die indirekten Verwandtschaftsverhältnisse. Es wird also berücksichtigt, wie weit eine Verwandtschaft reicht. Nach Verwandtschaften der Stärke 5 erscheint folgende Struktur:

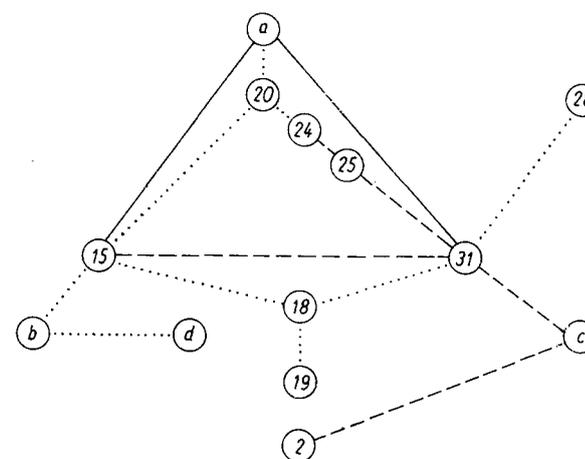


Dies könnten wir als Kernfamilie ansehen, die einerseits die Antwort-*ja* und andererseits das missing link 31. enthält. In der Kernfamilie zeigt sich schon, daß die Cluster nicht isolierte Einzelbedeutungen darstellen. Vielmehr werden Verwandtschaften vom Cluster zu ändern hervorgehobenen Verwendungen gesehen.

Auf der nächsten Stufe 4 sieht die Struktur wie folgt aus:



Hier erkennt man besonders gut einen Aspekt der prototypischen Rolle von 31., das man als Zentrum sehen kann, von dem besonders viele Wege ausgehen. Dies bestätigt sich auch, wenn wir weiter in der Stärke heruntergehen und den vollständigen Graphen bis Stärke 3 betrachten:



Mit diesem Graphen haben wir die Verwandtschaft der zentralen Verwendungen erfaßt. Die übrigen erscheinen also eher peripher. Aber welche Verwendung ist nun prototypisch? Offenkundig gibt der Graph keine direkte Antwort hierauf, er weist keine Verwendung als den Prototypen aus. Beispiel 31. wäre der erste Kandidat mit fünf Wegen und schnellen Fernverbindungen. Aber 15. steht nicht weit zurück mit vier Wegen und ähnlichen Fernverbindungen. Der Graph zeigt sogar eine gewisse Symmetrie bezüglich 31. und 15. Nach dieser Graduierung könnte man Grade der Prototypizität unterscheiden. Solche Ergebnisse sind bei stärker empirisch orientierten Untersuchungen der Normalfall. Trotzdem können wir damit weiterkommen. Der Einfluß eines Knotens und letztlich der gesamte Verwandtschaftsgraph stellt den Zusammenhang der Verwendungen dar. Beides ist begründet durch die Verwandtschaften, die die Probanden sehen aber – und das ist meine These – Verwandtschaften da, wo GRICESCHE RÄSONNEMENTS Ähnlichkeit von Deutungen rechtfertigen bzw. wo die RÄSONNEMENTS selbst am ähnlichsten sind. Dies nachzuweisen wäre die zukünftige Aufgabe. Dazu wäre ein bereinigtes Korpus zu erstellen, dann wären GRICESCHE RÄSONNEMENTS zu formulieren und die Verwandtschaftsgrade der RÄSONNEMENTS zu korrelieren mit den Verwandtschaften, die die Probanden sehen. Für die Frage der Prototypizität ist aber neben der Verwandtschaft auch die Frequenz von Verwendungen bedeutend. Es müßten also größere Corpora daraufhin untersucht werden. Ob das kommt? Ich hoffe es.

## Literatur

- BORST, D. (1985): *Die affirmativen Modalpartikeln doch, ja und schon*, Tübingen.  
 BRAUSSE, U. (1986): *Zum Problem der sogenannten Polyfunktionalität von Modalpartikeln*, in: ZPSK 39, 206–223.  
 BUBLITZ, W./M. v. RONCADOR (1975): *Über die deutsche Partikel ja*, in: I. BÁTORI u. a. (Hrsg.), *Syntaktische und semantische Studien zur Koordination*, Tübingen 137–190.  
 BURKHARDT, A. (1982 a): *Die kommunikativen Funktionen von ja und ihre lexikographische Beschreibung in Wörterbüchern*, in: *Muttersprache* 92, 337–361.  
 – (1982 b): *Abtönungspartikel als Mittel des Vollzugs präsuppositionaler Akte*, in: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 10, 85–112.

- EISENBERG, P. (1986): *Grundriß der deutschen Grammatik*, Stuttgart.
- FRANCK, D. (1979): *Abtönungspartikel und Interaktionsmanagement. Tendenziöse Fragen*, in: H. WEYDT (Hrsg.), *Die Partikeln der deutschen Sprache*, Berlin/New York, 3–13.
- (1980): *Grammatik und Konversation*, Königstein.
- GIVÓN, T. (1979): *On Understanding Grammar*, New York.
- HARTMANN, D. (1979): *Syntaktische Eigenschaften und syntaktische Funktionen der Partikeln **eben, eigentlich, einfach, nämlich, ruhig, vielleicht und wohl***, in: H. WEYDT (Hrsg.), *Die Partikeln der deutschen Sprache*, Berlin/New York, 121–138.
- HENTSCHEL, E. (1986): *Funktion und Geschichte deutscher Partikeln: **ja, doch, halt und eben***, Tübingen.
- HERINGER, H. J. (1981): *Die Unentscheidbarkeit der Ambiguität*, in: H. GECKELER (Hrsg.), *Logos Semantikos*, Studia linguistica in honorem EUGENIO COSERIU 1921–1981, Berlin, 93–126.
- (1988): *Lesen lehren lernen: Eine rezeptive Grammatik des Deutschen*, Tübingen.
- JESPERSEN, O. (1917): *Negation in English and Other Languages*, Kopenhagen.
- PULMAN, S. G. (1983): *Word Meaning and Belief*, London/Canberra.
- REITER, N. (1980): *Die Perfidie des Deutschen Ja*, in: DS 8, 342–355.
- ROMBOUTS, J. (1982): *Kann man Abtönungspartikeln paraphrasieren?*, in: DS 10, 63–84.
- ROSCH, E./C. MERVIS (1975): *Family Resemblances: Studies in the Internal Structure of Categories*, in: Cognitive Psychology 7, 573–605.
- THÜMMEL, W. (1979): *Syntaxregeln für ausdrücke der deutschen standardsprache mit der partikel **ja***, in: H. WEYDT (Hrsg.), *Die Partikeln der deutschen Sprache*, Berlin/New York, 152–164.
- WEYDT, H. (1969): *Abtönungspartikel*, Bad Homburg/Berlin/Zürich.
- (1977): *Aspekte der Modalpartikeln*, Tübingen.
- WEYDT, H./E. HENTSCHEL (1983): *Kleines Abtönungswörterbuch*, in: H. WEYDT (Hrsg.), *Partikeln und Interaktion*, Tübingen, 3–24.
- WITGENSTEIN, L. (1960): *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt.
- (1969): *Philosophische Grammatik*, Frankfurt.

Prof. Dr. H. J. HERINGER, Lehrstuhl für Deutsche Philologie/Deutsch als Zweitsprache, Universität Augsburg